



**University of
Zurich^{UZH}**

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2009

Wie man Wissen teilt - oder: Vom Glück der Kommunikation

Linke, Angelika

DOI: <https://doi.org/10.3218/3196-6>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-24813>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Linke, Angelika (2009). Wie man Wissen teilt - oder: Vom Glück der Kommunikation. In: Rügger, Hans-Ulrich; Arioli, Martina; Murer, Heini. Universitäres Wissen teilen. Forschende im Dialog. Zürich, Switzerland: vdf, 33-46.

DOI: <https://doi.org/10.3218/3196-6>

Wie man Wissen teilt – oder: Vom Glück der Kommunikation

VON ANGELIKA LINKE

Vorüberlegungen

Wenn ich mich im Folgenden mit dem Verhältnis von Wissen-Teilen und Kommunikation beschäftige, so ist damit gleichzeitig auch das Verhältnis von Sprache und Wissen angesprochen. Zur Klärung sei deshalb vorausgeschickt, dass ich das Verhältnis von Wissen und Sprache zwar als ein sehr enges betrachte, dass aber nicht jedes Wissen sprachlich ist. Wer sich ohne Probleme die Schnürsenkel binden kann – was nicht einfach ist, Kinder müssen es lernen – oder ebenso ohne Probleme jeweils den Weg zu sich nach Hause findet, der aktiviert in beiden Fällen ein Wissen, bei dem Sprache höchstens eine marginale Rolle spielt. Sie wird allenfalls sekundär wichtig, wenn man zum Beispiel jemand anderem erklären möchte, wo man wohnt und wie man am besten dorthin kommt. In diesem Moment versprachlicht man ein Wissen, das aber selbst zunächst nicht sprachgebunden ist. Im Fall der Schnürsenkel allerdings dürfte einem sogar diese Versprachlichung schwerfallen: Wenn man sein Wissen darüber, wie man Schuhe bindet, teilen möchte, verbalisiert man es nicht. Man macht es vor.

Wo uns jedoch die Möglichkeit des Vor-Machens nicht zur Verfügung steht, sind wir auf Sprache und auf Kommunikation angewiesen. Wissen-Teilen unterliegt dann den Bedingungen von Kommunikation. Kommunikationstheoretische Modelle gewinnen damit auch Relevanz für die Konzeptualisierung von Wissen und Wissensvermittlung. Dieser Zusammenhang steht im Zentrum der nachfolgenden Überlegungen. Ich gehe dabei in drei Schritten vor. Ein erster Abschnitt ist dem Stichwort „Wissen“ gewidmet, ein zweiter dem Verhältnis von Wissen-Teilen und Kommunikation, und ein dritter und letzter Abschnitt beschäftigt sich mit möglichen kommunikativen Gattungen der Wissensvermittlung.

1. Wissen

Wenn wir davon reden, dass man Wissen teilen kann, so entspricht dies einem Konzept von Wissen als Gut und als Besitz. Wissen teilen kann nur der, der welches hat. Es geht also um Geben und Empfangen, und die Rede vom Wissen-Teilen hat deshalb rasch einmal einen karitativen Anklang. Denn wo ein Besitz ist, wäre es ebenso naheliegend, dass es um Konsum, um Verkauf und um Geld geht. Um Macht geht es in jedem Fall.

Nun ist allerdings Wissen, soweit wir darunter ein mentales Phänomen verstehen, als solches nicht zugänglich. Insofern aber Wissen in Symbolisierungsformen, d.h. in Zeichen gebunden ist, ist es über deren Ausdrucksseite materialisierbar und damit auch mitteilbar, sei dies in den flüchtigen Artikulationen der gesprochenen Sprache oder in Verdauerungsformen wie Schrift, Diagramm, Karte oder Bild. Auf diese Weise lässt sich Wissen auch bewahren und tradieren und in Wissensarchiven, wie sie etwa Bibliotheken darstellen, sammeln. Das Internet ist heute ein Medium der Dynamisierung und Globalisierung solcher Wissensspeicher.

In den Materialisierungen von Wissen werden schliesslich auch die Formen und Muster ersichtlich, die unsere Wissensbildung sowohl ermöglichen als auch prägen – denn Wissen ist den Zeichensystemen, die seiner Ausbildung, Existenz und Kommunikation dienen, weder vorgängig noch ist es unabhängig von ihnen. Das gilt in ganz grundlegender Weise für das Zeichensystem der Sprache selbst, aber auch für Formungen und Muster auf zusätzlichen Ebenen. Um hier ein etwas plakatives Beispiel zu geben: Im Wissensfeld der Geistes- bzw. der Kulturwissenschaften gehören heute einerseits die Monographie, das heisst ein Buch von meist 200 bis 400 Seiten, andererseits der 15- bis 20-seitige wissenschaftliche Aufsatz zu den Normalformen, in welchen Wissen präsentiert und kommuniziert wird. Der wissenschaftliche Vortrag von 30 oder 45 Minuten gehört ebenfalls dazu. Niemand, der in diesen Wissensfeldern arbeitet, wundert sich darüber; alle machen das so; diese Textsorten und kommunikativen Gattungen erscheinen als dem Gegenstand adäquat, ja natürlich. Textliche Kurzformen, wie wir sie in der sprachlichen Welt der Literatur als Gedicht oder Spruch kennen, sind dagegen nicht üblich, und wissenschaftliche Werke, die mehr an Gedichtbände als an Romane erinnern, gibt es so gut wie nicht – Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“ gehören hier zu den Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

In der Kommunikation von und über Wissen bilden sich also bestimmte feste Formen aus, die sich als Manifeste bestimmter *Wissenskulturen* verstehen lassen. Solche Wissenskulturen unterliegen historischen Veränderungen und zeichnen sich durch ihre Differenz zu anderen Wissenskulturen aus. Wissen ist also zwar sicher nicht völlig determiniert, aber auch nicht unabhängig von den Formen und Bedingungen, denen es in der Kommunikation ausgesetzt ist.

2. Wissen teilen und Kommunikation

Wissen zu teilen ist immer nur in einem Akt von Kommunikation vorstellbar. Und handkehrum stellen wir uns Kommunikation prototypischerweise als Akt der Weitergabe von Wissen vor. Sei dies in Alltagspraktiken der Kommunikation wie Klatsch und Tratsch, sei dies in den Spezialpraktiken der wissenschaftlichen Kommunikation, also etwa im wissenschaftlichen Vortrag. Für diese Vorstellung von Kommunikation als Weitergabe von Wissen in der Absicht, dass ein Empfänger nachher das weiss, was der Sender vorher schon wusste, ist nicht zuletzt das in den 1940er Jahren von Claude Shannon und Warren Weaver entwickelte Kommunikationsmodell prägend geworden, das in vereinfachter Form in Abbildung 1 wiedergegeben ist.



Abb. 1: Das Kommunikationsmodell von Shannon/Weaver, vereinfacht in Anlehnung an Weaver (1949, 7).

Dieses Modell fasst Kommunikation als den Transport von Information von einer Informationsquelle zu einer Destination. Dies geschieht, indem Informationseinheiten kodiert, als Signale über einen Kanal verschickt und dann wieder dekodiert werden. Adaptationen dieses Modells zur Konzeptualisierung sprachlicher Kommunikation, die als Informationsquelle die Gedankenwelt eines Senders und als Destination die Gedankenwelt eines Empfängers ansetzten, wurden früh und nachdrücklich kritisiert, so etwa von Charles E. Osgood, der das Modell in folgender Form paraphrasierte:

Words, like little buckets, are assumed to pick up their loads of meaning in one person's mind, carry them across the intervening space, and dump them into the mind of another (Osgood 1979, 213).

Trotz solcher deutlicher Kritik an seiner Adaptation auf sprachliche Kommunikation hatte das Modell von Shannon und Weaver auch in der Sprachwissenschaft nachhaltigen Erfolg – in zahlreichen Einführungen in die Sprach- und Kommunikationswissenschaft hat es einen festen Platz inne. Dieser Erfolg ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass das Modell sich ausgerechnet mit denjenigen Erfahrungen deckt, die wir machen, wenn unsere Alltagskommunikation nicht selbstverständlich und vielleicht auch nicht reibungslos funktioniert und gerade

deshalb unsere spezielle Aufmerksamkeit und Reflexion erfordert. Solche Erfahrungen und Reflexionen machen wir zum Beispiel dann, wenn wir zum Zweck der Kommunikation zu Federhalter und Papier greifen und den so verfassten Brief via Post an den Empfänger übermitteln lassen müssen, und sie werden überdeutlich beim Ärger über schlechten Handyempfang oder überfüllte Mailboxen. Unsere bewusste Vorstellung von Kommunikation ist also weniger durch die unmerkliche Selbstverständlichkeit der *Face-to-Face*-Kommunikation geprägt als vielmehr durch die Erfahrungen mit – im weitesten Sinn – technisch vermittelter Kommunikation. Und ebendieser Erfahrung entspricht das Modell von Shannon und Weaver in hohem Mass – nicht zuletzt deshalb, weil dieses Modell im Rahmen von Forschungsprojekten für die amerikanischen *Bell Telephone Laboratories* ganz gezielt mit Blick auf technisch vermittelte Kommunikation entwickelt wurde. Am grundlegenden Wesen menschlicher Kommunikation geht das mit Blick auf technische Kommunikation nützliche Modell allerdings vorbei und es legt indirekt auch einen Wissensbegriff nahe, der ebenfalls zu hinterfragen ist. Der eigentliche Problempunkt ist die Vektorialität des Modells, d.h. die Tatsache, dass es Kommunikation als einen vektorial von A nach B, von einem Sprecher zu einem Hörer verlaufenden Prozess modelliert, wobei der Erstere als aktiver Sender, der Letztere als passiver Empfänger konzipiert ist.

Dass es zum Modell gehört, dass der Hörer in der sequenziellen Abfolge kommunikativer Züge seinerseits zum Sprecher werden kann, ändert weder etwas an der Vektorialität des Modells noch an der passiven Konstruktion des Hörers. Der analytische Blick bleibt in diesem Modell auf die Rolle des Sprechers gerichtet, sprachliches Handeln erscheint entsprechend als Sprecher-Handeln und Kommunikation als wechselseitige Abfolge von Sprecherakten. Mit diesem Kommunikationsmodell und seinen zahlreichen Adaptationen wird Kommunikation im Referenzrahmen einer monologistischen Ontologie verankert, die von einem autonomen und autonom handelnden Sprecher-Subjekt ausgeht, das sich in kommunikativen Akten seinen Mit-Subjekten und damit auch seiner Kommunikationsgemeinschaft mitteilt. Sozialität erscheint damit als Folge von Kommunikation.

Diese monologistische Sicht auf kommunikative Prozesse hat ihre Parallelen in einer entsprechenden Sicht auf Sprache und Sprechen überhaupt und gründet wie diese unter anderem (vielleicht sogar vor allem anderen) im sogenannten *written language bias* (Linell 2005) gegenwärtiger Sprachtheorie(n), d.h. in einem insgesamt skriptizistisch geprägten Sprachverständnis. Dieses geht in der theoretischen Modellierung von Sprache und Kommunikation von schriftlichen Texten und unserem Umgang mit ihnen aus. Es ist die stillgestellte Sprache der geschriebenen Texte, der monologische, einem individuellen Autor zuschreibbare Text im Medium der Schrift, welche traditionellerweise als das prototypische sprachliche

Objekt und entsprechend als die Grundlage sprach- wie kommunikationstheoretischer Überlegungen betrachtet wurden. In vielen Teilbereichen linguistischer, philosophischer und psychologischer Sprachforschung ist dies auch nach wie vor der Fall.

Sprach- und kommunikationstheoretische Ansätze, welche die soziale, auf ein Gegenüber bezogene Verfasstheit menschlicher Existenz und Selbstwahrnehmung postulieren und entsprechende dialogische Modelle von Sprache und Sprachhandeln entwerfen – wichtig sind hier Namen wie Martin Buber, George Herbert Mead, Karl Bühler, Erving Goffman und Ivana Marková – gehörten und gehören bis in die Gegenwart nicht zum Mainstream entsprechender Theoriebildung, auch wenn sich zentrale Gedankenlinien schon früh in der Geschichte der Sprachwissenschaft finden lassen. So lehnt schon Wilhelm von Humboldt es ab, die „gemeinsame Rede“ – dies der humboldtsche Begriff für das, was wir heute mit „Kommunikation“ bezeichnen würden – mit dem „Übergeben eines Stoffes“ zu vergleichen. Dieser vielmehr müsse, so Humboldt, „[i]n dem Verstehenden, wie im Sprechenden, [...] aus der eignen, innren Kraft entwickelt werden“; und was der Erstere empfangt, sei nur „die *harmonisch stimmende* Anregung“ (Humboldt 1836/1963, 430; Hervorhebung A.L.). Kommunikation ist also nicht Übermittlung von Bedeutung, sondern Anregung des Gegenübers zu deren selbständigen (Re-)Konstruktion. Doch nicht nur die Vorstellung von der passiven Rolle des Hörers, auch die Vorstellung von der Unidirektionalität des kommunikativen Aktes ist bei Humboldt grundsätzlich aufgehoben, denn „der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an andren versuchend geprüft hat“ (Humboldt 1963, 429). Und obwohl Humboldt Rede und Gegenrede und darin vor allem den Moment, „wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt“, als Bedingung der Möglichkeit von „Objectivität“ benennt, so tritt diese „Objectivität“ nicht in Gegensatz zur Subjektivität, sondern verstärkt diese, „da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliessend Einem Subject angehört“ (Humboldt 1963, 429). Humboldt kommt hier also zu einem Verständnis von Subjektivität als einem auf das Gegenüber erweiterten Konzept und damit zur Loslösung des Konzepts der Subjektivität vom Individuum.

Die verschiedenen, hier insgesamt nur angedeuteten Ansätze zu einer dialogistischen Theorie der Kommunikation erhalten in neuerer Zeit gewichtige, empirisch fundierte Unterstützung aus der linguistischen Gesprächsforschung, die sich in den letzten vierzig Jahren als selbständiger Arbeitsbereich der Linguistik etabliert hat. Audiovisuelle Aufzeichnungstechniken ermöglichen es heute, Gespräche in ihrer Prozesshaftigkeit zu konservieren und den ursprünglich flüchtigen Gegenstand mündlicher Kommunikation der Analyse zugänglich zu machen. Und eben aus der empirischen Erforschung von Gesprächen wird deutlich, dass eine Konzeption von Kommunikation, welche die Figur des Sprechers ins Zentrum stellt

und Kommunikation als wechselseitige Abfolge von Sender-Botschaften versteht, ihrem Gegenstand nicht adäquat ist (vgl. für grundlegende Überlegungen hierzu Linell 1998 und 2005). Die Detailanalyse von *Face-to-Face*-Kommunikation zeigt, dass es sich bei Gesprächsbeiträgen nicht um Bausteine handelt, die Gesprächspartner wechselseitig in die Produktion eines Gespräches einbringen, sondern dass Gesprächsbeiträge sich durchkreuzen, überlagern und in komplexer Form ineinander verflochten sind. Gespräche funktionieren nicht additiv, sondern integrativ, so dass es sich letztlich bei jedem Gesprächsbeitrag um eine gemeinsame Hervorbringung der Beteiligten handelt. Das Transkript eines Gesprächsausschnitts in Abbildung 2 kann dies exemplarisch verdeutlichen.

Datum 13 (Gespräch 10 Episode 7)

Franz (F), Karin (K), Martin (M), Silke (S)

1 S: (H) ich weiß noch als die Katharina bei uns maHEl
 2 Blumendünger getrunken hat. na da [waHAr die HEHEHölle=
 3 F: [HEHEHEHEHOHO
 4 S: =loHOHOHO
 5 K: bei [Euch in=
 6 S: [(? ?)
 7 K: =Berlin.
 8 S: Du kennst doch die kleinen Tütchen. (-) die man zu
 9 Schnittblumen manchmal [hat so
 10 K: [ja. (-) das hat se (- -)
 11 ausgetr (-) ausge[trunken?
 12 S: [↑jaa, weil ich sagte doch,
 13 sie is immer so sehr so HEHE sehr mitm Hunger
 14 und mitm Durst (?) (?) (H)
 15 K: [(? ?)
 16 S: frag mich nich wo se das her hatte. (- -) Karin.
 17 K: [aber (?) (?) (0.5) weil das (-) gibts ja
 18 normalerweise gar nich, daß man aus so kleinen
 19 Tütchen trinkt.
 20 S: hat sie aber gemacht. (0.5) ich hab irgendwas ↑anderes
 21 gemacht, meine Schwägerin saß auf der Toilette,
 22 und Michael hat abgewaschen,
 23 und irgendwannHE hat er mitgekriegt daß is so still
 24 da in HEdeHEm Zimmer (H) und dann hat die Kleine diesen
 25 Blumendünger da
 26 K: is das gefährlich?
 27 S: ja, na ja, das wußt ich nich. und da hab ich gleich mal
 28 die Prüf[stelle angerufen, hab dem erklärt [ne?=
 29 K: [hm
 30 S: =in der Poliklinik (H) um was es sich handelt
 31 [und da meinte er
 32 M: [aber die warn selber grade vergiftet. die konntn och
 33 keene [Kommentare abgeben.
 34 S: [HIHIHE dann meinte der (- -) der Doc am
 35 K: [Telefon=
 36 K: [HAHA
 37 S: (=H) ich soll mal davon ausgehen, was den
 38 Blumen nich schadet, schadet som Kind auch nich. ne?
 39 [und es war auch (?)
 40 K: [HEHEHEHEHEHEHEHAHAHAHAHAHA
 41 M: [HAHAHAHAHAHAHAHA
 42 M: [wat den Blumen nicht schadet,
 43 schadet som Kind auch nich. [det is ne Theorie.
 44 K: [HAHA des is ja ne Devise.
 45 M: [(? ?)
 46 K: hats halt mal n bißchen Dünger gekricht.
 47 M: können se ja mal [(?wächst n bißchen schneller?)
 48 hats ma n bißchen wat rinjehauen,
 49 E fünfhundertunddreißig

Aus: Kotthoff, Helga (1998): Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Tübingen: Niemeyer, 278-279. (=RGL 196)

Abb. 2: Gesprächsausschnitt mit vier Teilnehmern (Kotthoff 1998, 278).

Das Transkript zeigt einen Ausschnitt aus einem längeren Gespräch in einem informellen Rahmen zwischen vier Personen und gibt den Anfang einer längeren Erzählung wieder: Person K erzählt davon, wie ihre kleine Tochter den Inhalt von Blumendüngertütchen, wie man sie oftmals in Blumenläden zusammen mit Schnittblumensträussen bekommt, ausgetrunken hatte, was dies zunächst an Schrecken und Ängsten ausgelöst habe, dass der in Eile angerufene Arzt dann aber unerwarteterweise die unglaubliche Ansicht geäußert habe, dass das, was Blumen nütze, dem Menschen wenig schaden könne, und dass der Tochter dann auch tatsächlich gar nichts passiert sei.

Und obwohl es die Sprecherin K ist, die die Geschichte erlebt hat und erzählt, macht das Transkript deutlich, dass die weiteren am Gespräch Beteiligten, die sich eigentlich in der Zuhörerrolle befinden, die Erzählung durch Einwürfe und Kommentare mitgestalten und letztlich quasi „miterzählen“. Tatsächlich ist diese komplexe Struktur nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Entgegen unseren landläufigen Erwartungen werden Alltagserzählungen nämlich ganz selten nur von dem Gesprächspartner verantwortet, dem die Geschichte eigentlich „gehört“; in den meisten Fällen sind auch Erzählungen Gemeinschaftsproduktionen.

Diese intensive gegenseitige Orientierung von Gesprächspartnern findet ihren Ausdruck zudem darin, dass Gesprächsbeiträge immer schon durch ein *recipient-design*, das heisst durch ihre Ausrichtung auf ein Gegenüber geprägt sind, und diese Prägung erhalten sie nicht erst sekundär, sozusagen als kundenorientierte Anpassung eines an sich fertigen Produktes, sondern bereits im jeweiligen Akt ihrer Hervorbringung. Und in dem Moment, in dem ein Wort als Ausgesprochenes im gemeinsamen Kommunikationsraum steht, ist es zudem in seiner Bedeutung nicht mehr nur durch die Intention des Sprechers, sondern ebenso durch die Reaktionen und Anschlusshandlungen der Kommunikationspartner definiert – auch für den Sprecher selbst. Daher auch das latente Überraschungspotenzial kommunikativer Praxis.

Mikhail Bakhtins Konzept der „Polyphonie“, der Überlagerung von Stimmen in der Rede des Einzelnen, hat sich in der Gesprächsanalyse als entsprechend produktiv erwiesen, und Valentin Vološinovs Definition des Wortes als ein „zweiseitiger“, auf Sprecher und Hörer gestützter Akt kann – obwohl noch vor jeder gesprächsanalytischen Empirie formuliert – als Theoretisierung dessen gelesen werden, was Transkripte mit Blick auf das Phänomen des Zusammen-Sprechens von Interaktionspartnern sichtbar machen:

„Eigentlich ist das Wort ein zweiseitiger Akt. Es wird in gleicher Weise dadurch bestimmt, von wem es ist, als auch, für wen es ist. Es ist, als Wort, genau das Produkt der Interaktion von Sprechendem und Zuhörendem. Jedes Wort drückt ‚den einen‘ in Beziehung zum ‚anderen‘ aus.“

Im Wort gestalte ich mich vom Standpunkt des anderen, letzten Endes vom Standpunkt der ganzen Gemeinschaft. Das Wort ist eine Brücke, die von mir zum anderen führt. Wenn sie sich mit einem Ende auf mich stützt, dann stützt sie sich mit dem anderen auf den Gesprächspartner. Das Wort ist das gemeinsame Territorium von Sprechendem und Gesprächspartner.“ (Vološinov 1930/75, 146)

Der kommunikative Akt stellt das Verhältnis des „einen“ zum „anderen“ und damit letztlich auch Sozialität also nicht erst her, sondern er ist vielmehr selbst eine Funktion menschlicher Sozialität, eine Funktion allerdings nicht im intentional-instrumentellen, sondern eher im mathematischen Sinn des Wortes.

Kommunikation ist folglich nicht als ein Gegenüber von Sprecher und Hörer, von Ich und Du, von *ego* und *alter ego* zu modellieren, sondern beide Positionen sind als *ego/alter*-Kippfiguren zu konzipieren, wobei jeder der beteiligten Partner sich selbst immer schon als *alter ego* einer auf das Gegenüber projizierten *ego*-Position erfährt: In der Kommunikation konstituiert sich das Ich im Gegenüber als ein Gegenüber. Und das bedeutet: Das Gegenüber ist nicht Ziel meiner kommunikativen Energie, sondern ihr Ausgangspunkt.

Was sich in der prototypischen dialogischen Gattung, im Gespräch, am deutlichsten zeigt und nachvollziehen lässt, nämlich die grundlegend dialogische Verfasstheit menschlicher Kommunikation, wäre also auch in prototypisch-monologischen kommunikativen Gattungen wie Ansprache, Rede oder Predigt nicht aufgehoben, sondern lediglich funktional an bestimmte kommunikative Bedürfnisse angepasst. Oder, noch einmal anders gewendet: Während monologistische Kommunikationsmodelle letztlich auch Gespräche als Abfolge konzeptionell monologischer Sprecher-Akte konzipieren, sind aus dialogistischer Perspektive auch sogenannte monologische Gattungen einer dialogischen Grundkonstellation verpflichtet.

Und eine dergestalt dialogistische Konzeption von Kommunikation hat nun auch Konsequenzen für Vorstellungen darüber, was Wissen und was Wissen-Teilen ist. In monologistischen Kommunikationsmodellen ist Kommunikation als Vermittlung konzipiert. Das, was vermittelt wird – in unserem Fall eben ein Wissen –, ist der Vermittlung vorexistent und wird idealerweise durch den Prozess der Vermittlung auch nicht tangiert, so dass im Endeffekt der Empfänger dasselbe Wissen zu seiner Verfügung hat wie ursprünglich nur der Sender. Das Mass guter Kommunikation ist damit die Identität des Wissens in den Köpfen von Sender und Empfänger.

In dialogistischen Modellen dagegen ist Kommunikation notwendig als gemeinsame Hervorbringung konzipiert. Was nicht heisst, dass bei dieser Hervorbrin-

gung alle Beteiligten immer in gleichem Mass involviert sind. Wohl aber, dass das Moment der Schöpfung wie das der Veränderung für kommunikative Prozesse konstitutiv sind, die reine Erhaltung also gerade nicht selbstverständlich ist. Das Ziel, dass am Ende alle in einer Kommunikation Beteiligten zumindest Ähnliches im Kopf haben, ist zwar auch in diesem Modell nicht aufgehoben. Es steht aber unter der Bedingung, dass eventuell auch das, was der Sender im Kopf hat, nicht mehr ganz dasselbe ist wie vorher. Bereits indem ich mich an ein Gegenüber wende, stellt sich auch mir mein Wissen als durch diese Orientierung affiziert und sozusagen empathisch geformt dar.

Die bekannte Erfahrung, dass man einer Sache neue Seiten abgewinnen kann, wenn man sie unterschiedlichen Personen darlegt, hat nicht nur damit zu tun, dass man entsprechend unterschiedliche Reaktionen und Ratschläge bekommt, sondern auch damit, dass man die Sache selbst jeweils neu, nämlich rezipientenbezogen (re-)konstruiert und versteht. Der Akt der Veräusserlichung durch Sprache ist ein Akt der Ob-Jektivierung, des Mir-selbst-Gegenüberstellens, und damit ein im weitesten Sinn des Wortes kritischer Akt. So betrachtet ist Kommunikation immer ein Risiko. Man riskiert, sich selbst ein anderer zu werden.

Der Akt des Wissen-Teilens affiziert also den Sprecher, den Hörer und das Wissen selbst. Diese grundsätzliche Dynamik hat nicht immer manifeste Folgen und nicht jeder kommunikative Akt führt zu Neuem; sehr oft werden wir alles daran setzen, dies zu verhindern. Die sprachliche Fixierung sogenannt „gesicherten Wissens“ in festen Formulierungen oder Lehrsätzen trägt u.a. gerade dem Wunsch Rechnung, Wissen zu stabilisieren und es der Veränderung in und durch kommunikative Akte zu entziehen. Aus dialogistischer Sicht ist eine rein vermittelnde Wissenskommunikation aber dennoch nicht der Normal-, sondern der Spezialfall, und die Veränderung des Wissens im kommunikativen Akt ist keine Störung, sondern Funktion der „gemeinsamen Rede“ und damit auch Bedingung wie Ausdruck der Dialogizität von Wissen selbst.

3. Wie man Wissen teilt: Kommunikative Gattungen des Wissen-Teilens

Unsere alltäglichen Vorstellungen von Kommunikation wie auch von Wissen und Wissen-Teilen existieren zunächst einmal unabhängig davon, wie man aus sprach- und kommunikationstheoretischer Perspektive kommunikative Prozesse modelliert. Solche Alltagskonzepte haben darüber hinaus häufig – explizit oder implizit – normativen Charakter, d.h., es sind Vorstellungen, was richtige oder gute Kommunikation ist, welche Formen von Kommunikation also etwa besonders für die Weitergabe von Wissen geeignet sind. Diese Alltagsvorstellungen können dabei

eher an monologistische oder dialogistische Konzeptionen angelehnt sein, ohne dass dies in irgendeiner Weise reflektiert sein müsste. Sie können Wissen-Teilen eher als Sprecher-dominierte Vermittlung oder als gemeinsame Hervorbringung von Sprecher und Hörer konzipieren, und in jedem Fall sind solche Vorstellungen historisch und kulturell variabel. Entsprechend lassen sich in der Kommunikationsgeschichte, und damit verbunden auch in der Wissensgeschichte, historische Wechsel in solchen Norm- und Idealvorstellungen ausmachen.

Ich möchte hierzu abschliessend drei Beispiele aufgreifen. Sie haben in erster Linie illustrativen Charakter und sollen, auch wenn sie sich in eine historische Abfolge einordnen lassen, keine historische Entwicklung suggerieren. Ich möchte an diesen Beispielen lediglich zeigen, dass und wie die Konzepte von Monologizität und Dialogizität – jenseits und vor ihrer kommunikationstheoretischen Verallgemeinerung – in unterschiedlicher Weise auch in gesellschaftlichen Vorstellungen der Kommunikation von und über Wissen zu finden sind und entsprechend auch die kommunikativen *settings* beeinflussen, die hierfür als geeignet betrachtet werden.

(1) Für mein erstes Beispiel greife ich zurück in die römische Antike, auf Marcus Tullius Ciceros *De officiis* und auf die Charakterisierung von „Rede“ und „Gespräch“, die hier vorgenommen wird:

„Weil aber die *Rede* des Menschen von einem so grossen Einflusse in alle seine Verrichtungen ist, so muss auch ihrer insbesondere gedacht werden. Es gibt zwei Arten derselben, die *eigentliche* Rede, wo einer allein, ununterbrochen und mit Anstrengung spricht und das *Gespräch*, wo mehrere abwechselnd und nach Bequemlichkeit reden. Die *eigentliche* Rede gehört zur Führung der Prozesse, für die Volksversammlungen, in den Senat; das *Gespräch* ist der Gesellschaft, den gelehrten Unterredungen, den freundschaftlichen Zusammenkünften gewidmet; es ist der Schmuck und die Würze unsrer Tafel. Für die *eigentliche* Rede hat man Regeln gegeben, deren Inbegriff die Rhetorik ausmacht; für das *Gespräch* keine; ob ich gleich nicht zweifle, dass auch dieses die seinigen habe. Aber die Lehrer einer Kunst finden sich nur alsdann, wenn Leute da sind, welche sie lernen wollen. Die Gesprächskunst zu studieren fällt niemandem ein [...].“ (Cicero, *De officiis* 1,37, übers. Ch. Garve 1783, 101; Hervorhebungen A.L.)

Interessant ist an dieser Passage zweierlei: einmal die Trennung der „Rede des Menschen“ (*oratio*) in die eigentliche Rede einerseits (*contentio*), die deutlich monologisch ausgeformt ist, und in die dialogische Gattung des Gesprächs anderer-

seits (*sermo*), das uns als Medium des gesellschaftlichen Umgangs, der Wissenschaft, der Freundschaftspflege und der kulinarischen Geselligkeit charakterisiert wird. Zweitens sind die Wertungen interessant, die mit beiden Gattungen verbunden sind: Die eigentliche Rede wird explizit mit Anstrengung, das Gespräch mit Bequemlichkeit verbunden. Und es ist das bequeme Gespräch, das als Medium von Gelehrsamkeit und Wissenschaft vorgestellt wird.

(2) Eine nicht gleiche, aber doch ähnliche Einschätzung des gesprächsweisen Umgangs als geeignete Form der Wissenskommunikation finden wir auch im 17. Jahrhundert bei Georg Philipp Harsdörffer, genauer in seinen „Frauenzimmer Gesprächsspielen“, einem achtbändigen Werk, das über weite Strecken den Charakter einer Enzyklopädie hat und vorwiegend auf Wissensvermittlung angelegt ist. Allerdings wird das Wissen hier nicht in Lexikoneinträgen, sondern in erster Linie in kurzen Texten, in Anekdoten und kleinen Erzählungen, vor allem aber in kürzeren und längeren Gesprächsszenen vermittelt. In diesen Gesprächsszenen kommen immer wieder dieselben sechs Personen zu Wort, drei Frauen und drei Männer aus Adels- bzw. Hofkreisen, denen die Leser und Leserinnen sozusagen durch alle acht Bände folgen, an deren Gesprächen sie teilnehmen und die ihnen auch immer wieder im Bild vorgeführt werden, so wie in den Abbildungen 3 und 4.

Das Gespräch erscheint in diesen und weiteren Darstellungen bei Harsdörffer als Medium kommunikativer Behaglichkeit, Gespräche sind vergleichbar mit „lustige[n] Wiesen, auf denen man nach Belieben ausspazieren mag, und zwar



Abb. 3: Die Gesellschaft im Rundgespräch (Harsdörffer 1644–57, Bd. 2, 1).



Abb. 4: Die Gesellschaft in Zweiergruppen bei der Betrachtung und Kommentierung künstlerischer Darstellungen (Harsdörffer 1644–57, Bd. 5, 2–3).

nicht mit gleichem Schritt, sondern nach eines jeden vermögenden Gang und Belieben“ (Harsdörffer 1655, 545, Stichwort „Gespräche“). Trotz – oder wegen? – dieser Charakterisierung, in der die bei Cicero angesprochene Bequemlichkeit noch gesteigert anklingt, erscheinen Gespräche aber auch als passendes Medium der Wissenskommunikation – in der Konversationskultur des 17. Jahrhunderts kommt der später von Humboldt so benannten „harmonischen Anregung“ ein sehr bewusster, hoher Stellenwert zu.

(3) Im Vergleich dazu mögen einem die Einrichtungen heutiger universitärer Hörsäle doch etwas „anstrengend“ vorkommen. Sie scheinen insgesamt eher für Ciceros „eigentliche Rede“, aber weniger für die „gelehrten Unterredungen“ geeignet.

Tatsächlich kann die Ausgestaltung und Möblierung von Räumen als Materialisierung kommunikativer Normen und Ideale verstanden werden (Dieckmann 1983), eine Materialisierung, die, einmal gegeben, auch eine gewisse Petrifizierung kommunikativer Strukturen und Muster zur Folge hat. Die klassische Hörsaal-topographie mit der räumlichen Akzentuierung des singulären Sprechers – des Dozenten bzw. der Dozentin – als demjenigen, der über ein Pult, gleichzeitig aber auch über Bewegungsraum verfügt, sowie mit der körperdisziplinierenden Ausformung der Zuhörersitze erscheint als Raumkorsett monologistischer Wissensvermittlung mit Stillstellung des Hörers. Es ist dieser Raumtypus, der in unserer Erfahrungs- und Vorstellungswelt mit der kommunikativen Gattung der Vorlesung eng verknüpft ist – einer Gattung der Wissensvermittlung, die in den 1968er Jahren von den revoltierenden Studenten als machtbesezt und undemokratisch kritisiert und diffamiert wurde. Mit Erfolg. In den universitären Seminarräumen und dann auch in den Klassenzimmern der Schulen wurden in der Folge von 68 u-förmige oder kreisförmige Sitzanordnungen üblich, in denen die Position der Dozierenden möglichst wenig markiert war und wo – als Voraussetzung der

„gemeinsamen Rede“ – alle Beteiligten möglichst Blickkontakt mit allen anderen hatten. Mit dieser Sitz- und Gesprächsanordnung ist ein Kommunikationsideal materialisiert, das sich eher an dialogistische Konzeptionen von Kommunikation anschliessen lässt: ein Ideal von Kommunikation als einem schöpferischen Prozess mit Überraschungspotenzial.

Fazit

Mit den vorgebrachten Überlegungen plädiere ich für ein dialogistisches Modell menschlicher Kommunikation. Im Rahmen eines solchen Modells muss auch das Teilen von Wissen notwendig als dynamischer Prozess verstanden werden, der alle Beteiligten sowie das Wissen selbst affiziert. Dies gilt für alle kommunikativen Muster und Formen.

Die in konkreten Kommunikationsgemeinschaften historisch und kulturell variierenden Präferenzen für bestimmte kommunikative Gattungen als Gattungen der Wissenskommunikation können die dialogische Dynamik allerdings fördern oder bremsen, und sie bilden in jedem Fall einen augenfälligen semiotischen Ausdruck für das jeweils dominante gesellschaftliche Verständnis von Wissen, Wissensbildung und Wissenskommunikation.

Wenn wir jedoch voraussetzen, dass Kommunikation auch unter schwierigen äusseren Bedingungen immer „harmonisch stimmende Anregung“ ist, dann können auch Vorträge in universitären Hörsälen kommunikativ glücklich machen.

Literaturverzeichnis

- Cicero, M.T. (De officiis), Abhandlung über die menschlichen Pflichten in drey Büchern aus dem Lateinischen des Marcus Tullius Cicero übersetzt von Ch. Garve, Breslau: Korn 1783.
- Dieckmann, W. (1983), Materialisierte Normen in Prozessen institutioneller Kommunikation, in: ders., Politische Sprache. Politische Kommunikation, Heidelberg: Winter 246–254.
- Harsdörffer, G.Ph. (1644–57), Frauenzimmer Gesprächsspiele, 8 Bde., Nürnberg; Neudruck hrsg. von I. Böttcher (= Deutsche Neudrucke. Reihe Barock 13–20), Tübingen: Niemeyer 1968–69.
- Harsdörffer, G.Ph. (1655–56), Ars Apophthegmatica. Das ist: Kunstquellen Denckwürdiger Lehrsprüche und Ergötzlicher Hofreden, 2 Bde., Nürnberg; Neudruck hrsg. und eingel. von G. Braungart (Texte der Frühen Neuzeit), Frankfurt a.M.: Keip 1990.
- Humboldt, W. v. (1836/1963), Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: ders., Werke in fünf Bänden, Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie, hrsg. von A. Filtner / K. Giel, Stuttgart: Cotta'sche Buchhandlung 368–756.
- Kotthoff, H. (1998), Spass verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor (Reihe Germanistische Linguistik), Tübingen: Niemeyer.
- Linell, P. (1998), Approaching Dialog: Talk, Interaction, and Contexts in Dialogical Perspectives, Amsterdam: Benjamins.
- Linell, P. (2005), The Written Language Bias in Linguistics: Its Nature, Origin and Transformations, Oxford: Routledge.
- Marková, I. (2003), Dialogicality and Social Representations: The Dynamics of Mind, Cambridge: Cambridge University Press.
- Osgood, Ch. (1979), What is a Language? In: D. Aaronson / R. Rieber (eds.), Psycholinguistic Research: Implications and Applications, Hillsdale, NJ: Erlbaum 189–228.
- Vološinov, V.N. (1930/75), Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft, hrsg. und eingel. von S.M. Weber, Frankfurt a.M./Berlin/Wien: Ullstein (Marksizm i filozofija jazyka, Priboj 1930).
- Weaver, W. (1949), Recent Contributions to the Mathematical Theory of Communication, in: C.E. Shannon / W. Weaver (eds.), The Mathematical Theory of Communication, Urbana/Chicago/London: University of Illinois Press 1–28.